

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 192.

Donnerstag, 19. August.

1915.

(B. Fortsetzung.)

„Das Tantchen.“

Erzählung von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Reichten Herzens ritt Heini Mevenich nicht auf Baupischkeim zu. Das plötzliche Erscheinen von Tantchen auf der Bildfläche hatte ihn recht nachdenklich gestimmt. Die Auskunft wenigstens hätte er sich ruhig vorlesen lassen können. Dann hätte er ungefähr gewußt, wie es um Böhmers stand. Allgemein hieß es ja: sie müssen sich durchschinden, — schade um die netten Leute! . . . Mein Gott, „durchschinden“ war noch lange nicht pleite und die Emni war das einzige Kind! I der Tausend, waren schlechte Jahre gewesen, so kamen auch wieder Bessere. Allgemein hieß es doch jetzt, der Landwirtschaft gehe es besser. Freilich, Herr Böhmer hatte voriges Jahr die Maul- und Klauenseuche, aus Rußland eingeschleppt, im Stall gehabt. So etwas riß ein beträchtliches Loch ins Portomonnaie. Vor allem, wenn die Goldstücke so wie so hübsch zusammengehalten werden mußten. . . . Ach was, die Hauptsache blieb, daß ihm in einer guten Stunde ein hübsches Mädchel für Zeit und Ewigkeit in die Arme taumelte! Da war er wieder der fröhliche, rheinische Jung, lachte, und zog sich die Mütze ein bißchen schräger aufs Ohr. Das waren Girngespinnste! Ein bißchen mehr oder weniger Geld machte die Seligkeit nicht aus. Die Hauptsache blieb: es langte! Und das tat es! Und ein schlafes rankes Mädchen stand womöglich jetzt schon am Fenster und sah sich die Augen nach ihm aus. . . . Da zog er die Uhr. Wie? fast zwanzig Minuten nach fünf. Punkt sechs, wie er gesagt, passierte er ein, also Schritt geritten, und sich ein bißchen in der maifrischen Gotteswelt umgesehen! . . .

Der mittelgroße, breitbrüstige Oberleutnant von Rauschenberg kam die knarrende Treppe herauf und sang nach der Melodie: Der Sandmann ist da:

Das Tantchen ist da,
Das Tantchen ist da.
Es hat so schönen Wein vom Rhein,
Der schmeckt auch uns Ostpreußen fein.
Das Tantchen ist da!

Die runden Backen, die fröhlichen, grauen Augen, die so verschminkt aus dem hartlosen Gesicht blickten, die schon beträchtlich dünn werdenden dunklen Haare verrieten den fröhlichen Gesell, der gern jede Gelegenheit zum Festefeiern wahrnahm.

„Mein gnädiges Fräulein, da bin ich, Gott sei Dank! Und herzlich willkommen in der äußersten ostpreußischen Edel!“

Die beiden Hände, die ihm Fräulein Würmeling entgegengestreckt, wie hilfsflehend, führte er an die Lippen.

„Guten Tag, lieber Herr von Rauschenberg! Und herzlichen Dank für Ihre Postkarte!“

„Die mir den Vorzug Ihrer Anwesenheit in der Villa Angraabert verschafft hat! . . . Ja also! Wie mir der getreue Karolef soeben berichtet hat, wandelte die Senta mit dem Heini auf dem Rücken, trotz Tantchens Überfall, die alten liebgewordenen Pfade. Das läßt allerdings auf hochgradige Verliebtheit schließen! Ach,

wenn ich so ein Tantchen hätte, ich blieb bei den sicher mitgebrachten Fleischtopfen und Flaschen vom Rheine. Nur auf die Nachener Printen würd' ich unter allen Umständen verzichten! . . . Nein, nein, ich weiß schon, was kommen soll, momentan bin ich ganz gesättigt. Hab' gerade im Kasino gegessen! Makkaroni mit Schinken, Sammelrücken mit Bohnen, dünne Suppe und Käse, alles für eine Mark achtzig, mehr kann der Mensch nicht verlangen! Aber die Ohren müssen Ihnen geklungen haben! Die Neuigkeit Ihrer Anwesenheit hat die ganze Tafelrunde zu drei stürmischen Hurras auf Sie begeistert. Daß ich aber meine Schritte hierher gelenkt, hab' ich hübsch für mich behalten, denn ich bin gefaßt auf ein ernstes Zwiegespräch. Was es freilich nützen soll, ist mir total schleierhaft! Aber vielleicht erleichtert's das Herz!“

Tantchen war der Redeschwall sehr recht gewesen. Das war ein Ton, der ihr das Herz etwas leichter machte. Erst fuhr sie sich mit dem Watisttaschentüchlein über die Augen, trompetete dann gerührt hinein und holte aus dem Eßzimmer eine volle Weinflasche mit zwei Gläsern. Rauschenberg kniff die Augen zusammen und musterte das Etikett.

„Ah, Marcobrunner! Ja, ja, Tantchen, Sie bringen uns mit vielem Erfolg die höhere Kultur bei! Auf Ihr Wohl! Und dann wälzen Sie sich die Last von Ihrem edelmütigen Herzen!“

„Herr von Rauschenberg, der Heini ist doch von allen guten Geistern verlassen“, sprudelte Fräulein Würmeling erregt hinaus.

„Ja, wer ist denn das nicht, wenn er verliebt ist?“ Da tat Tantchen einen ganz tiefen Seufzer und holte einen großen Bogen aus ihrer Handtasche.

„Ich will Ihnen vorlesen, nur das Wesentlichste, was die Auskunft, an die ich mich wende, mir mitteilt hat!“

„Der Tausend, Tantchen, Sie sind ja reinweg staatsgefährlich!“

„Alles muß seine Ordnung haben, also hören Sie, Herr von Rauschenberg! . . . Böhmer hat Baupischkeim zu teuer von seinem Schwiegervater übernommen. Hat drei Jeschwister seiner Frau auszahlen müssen, das soll ihm nach und nach jelingen sein, obgleich er in den ersten Jahren nach der Übernahme dicht vorm Bankrott gestanden hat. Die letzten Ernten waren in hiesiger Gegend weizen allzu großer Trockenheit schlecht! . . . Maul- und Klauenseuche voriges Jahr hat seinen Kredit bis zum äußersten angespannt! . . . Die zweite Hypothek soll ihm gekündigt worden sein. So!“

„Ei wei, ei wei“, sagte Herr von Rauschenberg und legte die linke Hand auf den Hinterkopf. „Das Letztere wußte ich noch gar nicht! Daß das übrige aber so ungefaßr stimmt, kann ich bezeugen!“

Da brachen Tantchen die Tränen aus den Augen. „Und nun ist der Heini hinjeritten und will sich heute verloben! Ejal, sagt er, ich nehme sie, und wenn

sie weiter nichts mitbringt als das, was sie auf dem Leibe hat!"

"Na, das bringt sie wenigstens ganz sicher mit."

"Pui, Herr von Rauschenberg, spotten Sie doch nicht noch!"

Der hatte sich erhoben, ging mit gesenktem Kopfe, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab.

"Wer nicht hören will, muß fühlen! Das gilt nicht nur für kleine Kinder, auch für große — und für verliebte Deutschen erst recht! Und da er Ihre gewichtige Person hinter sich weiß, Lantchen" . . .

"Ich helf' ihm nicht! Nein, nein! Das hab' ich ihm schon gesagt! Ich schänke mich nicht ein! Und je recht bin ich auch! Heini's beide Schwestern werden nicht zurückgesetzt! Erübrige ich einmal ein Jahr etwas . . ."

"O, Sie werden „erübrigen“, bei Ihrer grenzenlosen Herzensgüte! . . . Ach Gott, Lantchen, reden Sie sich doch nicht in die But! Das hilft ja gar nichts — und keiner, der den großen Vorzug hat, Sie zu kennen, glaubt Ihnen das! Und wenn Sie der Heini heute mordschlecht behandelt hat, so bleiben Sie doch auf, bis er wieder kommt und fallen ihm gerührt um den Hals!"

Die geballte Rechte schlug sie auf die flache linke Hand, — immer wieder. Und dazu machte Lantchen wahrhaftig ein ganz wütendes Gesicht.

"Da kennen Sie mich denn doch schlecht, Herr von Rauschenberg! Wir vom Rhein sind die jutnützigsten, lustigsten Menschen, bis uns einer auf die Fäße tritt, dann hat es aber gleich ein Ende!"

"Ach nee", sagte Rauschenberg, blieb stehen und sah sich das kleine Lantchen vom Kopf bis zu den Füßen an. "Wenn das wahrhaftig stimmt, dann kann mir aber der Heini unter solchen Umständen furchtbar leid tun. Ja, dann wird er sich an unser Wasser gewöhnen müssen, seit zwei Jahren haben wir eine manchmal nicht funktionierende Wasserleitung, und Rindfleisch mit Gräupchen und Bratwurst mit Rinsen werden der Gipfel lustvoller Seligkeit sein! . . . Ja, ja, wenn man eine erbarmungslose Erbtante hat, ist's ein Kreuz auf dieser Welt! Da entdeck' ich auf einmal, daß ich wunderschön raus bin, weil ich überhaupt keine besitzt!"

So hatte sich Lantchen die Unterredung mit Herrn von Rauschenberg wahrlich nicht vorgestellt. Der nahm sie nicht ernst, überschätzte ihren Geldbeutel sicher ganz bedeutend.

"Da hab' ich nun geglaubt, Herr von Rauschenberg, Sie würden mir helfen, dem Heini den dummen Gedanken auszureden — und Sie machen Witze! Ja, was soll ich da noch hier? Gleich werde ich meine Koffer wieder schließen und mit dem Nachzug wegfahren!"

Das durfte auf keinen Fall sein. Dem mußte unter allen Umständen vorgebeugt werden. Also nun es mit dem Ernst probiert.

"Sie wollen die Flinte ins Korn werfen? Sie, gnädiges Fräulein? . . . Es fällt Ihnen ja gar nicht ein! Das sind so Stimmungen! Die weiße Heiße, die Aufregungen vorher — ich hätte wohl ein bißchen deutlicher schreiben müssen! Also die Schuld liegt an mir! Da halte ich natürlich fest mit Ihnen durch! Das ist selbstverständlich! Ich hatte nicht im Traume gedacht, daß Sie diese — hm — Herzensangelegenheit so tragiisch nehmen würden!"

Lantchen war auf einem Stuhl zusammengebrochen und schluchzte.

"Ach Gott, Herr von Rauschenberg, bitterernst nehmen Sie diese! Und zu Ihnen kann man wohl Vertrauen haben, wenn Sie die Dinge auch jern, wie ich selbst, von der lustigen Seite nehmen! Gerade die sind die Leute mit Herz! Ich hab' doch auch meine Erfahrungen im Leben gemacht. Heini's Vater, der war auch so ein guter Mensch wie sein Sohn. Aber einen Dickkopf hatte er! Wenn er sich etwas vorgenommen, dann wurde es auch durchgeführt, mochte er noch so viel Lehrjeld schon bezahlt haben. Er war ein reicher Mann, steckte seine Hände in allerlei Unternehmungen, von denen ihm je-

schäftskundige Freunde dringend abrieten. Und das Ende vom Liede? Als er starb, war von seinem großen Vermögen fast nichts mehr vorhanden, das seiner Frau hat er allerdings nie anjerührt. Deshalb hab' ich ja solche Angst! Ich kenn' mich doch aus in dem Heini, der wird seinen letzten Taler dem Schwiegersvater zur Verfügung stellen, wenn dem die Not auf die Nägel brennt! Und wenn es nichts hilft, was dann?"

Rauschenberg fuhr sich mit dem Taschentuch über die heiße Stirn. Da war mit schnoddrigen Bemerkungen nichts mehr getan. Ja, wenn die Dinge so lagen, da konnte einem angst und bange um diesen lieben Kerl werden.

"Gnädiges Fräulein, es ist ein schöner Abend. Ich laß meinen Dogcart anspannen und wir fahren ohne Burschen ein Stück in die Wälder. Aber nicht Richtung Rauschkeim, das schwör' ich Ihnen zu! Und wenn der Heini auch erst um Mitternacht heimkommen sollte, so erwarte ich ihn mit Ihnen. Und dann reden wir Rheinisch-Ostpreussisch mit ihm!"

Lantchen atmete tief auf.

"Wenn Sie das tun wollen, lieber Herr von Rauschenberg! Da bin ich doch nicht verraten und verkauft! Eine Fahrt jetzt, ich glaube, sie täte mir jut und die Zeit wird totjeschlagen!"

Da verbeugte sich Rauschenberg.

"In einer halben Stunde bin ich da mit dem Dogcart!" . . .

(Fortsetzung folgt.)



Alle Arbeit meines Lebens ist nur ein Spiel mit den Muskeln an der Küste des Meeres gewesen, während der Ocean der Wahrheit sich noch unerforscht vor mir ausbreitet. Newton.

Die Umwertung der Waffen.

Erfahrungen aus dem Feldzug 1914/15.

Der Krieg, dessen Jahrestag wir soeben gefeiert haben, hat in jeder Weise große Umwälzungen geschaffen, Werte umgewertet, Anschauungen zerstört und Legenden den Hals gebrochen. Als vor einem Jahr der Kaiser von Rußland in langen Telegrammen unseren Kaiser um seine Hilfe bat und sein Ehrenwort für den Frieden verwendete, während von Sibirien her schon die Schützenregimenter Zug um Zug nach Ostpreußen rollten, wurde die Tradition von der deutsch-russischen Freundschaft zertrümmert und der Beweis dafür geliefert, daß auch ein Friedenszart es mit einem gegebenen Ehrenwort mitunter nicht genau nimmt. Dann kam die Kriegserklärung Englands, unsere Schlachtschiffe versuchten vergebens den Feind zu finden; das stolze England stellte sich nicht auf offenem Meer, sondern schickte seine Flotte in Sicherheit. Unsere Unterseeboote aber zerstörten Schiffe um Schiff des Feindes. Die Legende von der Seeherrschaft Englands war zum Teufel gegangen. Dann kam der Franktireurkrieg in Belgien, die Dumdumkugeln schwirrten durch die Luft, und wir erkannten mit tiefer Trauer, daß auch das Völkerrecht nur eine papierne Waffe ist, die sich im Frieden sehr nett ausmacht, aber in Wirklichkeit höchst unzuverlässig ist. Und es rüttelte der Krieg an allem Bestehenden und räumte mit manchen Anschauungen auf. Unser Land zeigte plötzlich Finanzkräfte, die unsere kühnsten Erwartungen übertrafen, unsere Industrie und Kaufmannschaft paßte sich in wunderbarer Weise den neuen Verhältnissen an, kurz, wie durch Zauberei wurde alles umgewandelt, und Dinge wurden möglich, an die wir nie geglaubt hätten. Aber auch im Feld, in der Schlacht erlebten wir Wunder über Wunder und wurden gezwungen, unsere Anschauungen zu revidieren. Festungen, die allgemein für uneinnehmbar galten, wurden durch ein halb Duzend gutgezielter Schüsse unserer schwersten Artillerie in Trümmer gelegt, die Kavallerie stieg mehr als oft von ihren Pferden, schnallte sich die Sporen ab und watschte in den Schützengraben, alte Waffen erwiesen sich als unbrauchbar, und ganz neue wurden für den männermordenden Kampf geschaffen.

Die sogenannten kalten Waffen haben in diesem Feldzug ihr Ende gefunden. Und wenn der Feldzug zu Ende sein wird, so wird man wahrscheinlich unter sie treten und eine fürchterliche Musterung halten. Es ist mitunter schmerzlich, daß das Schwert, von dem die Dichter singen, heute im modernen Kampf so gar keine Rolle mehr spielt, sei es nun Artillerie-, Kavallerie- oder Infanteriesäbel —, heute sind das nur noch Uniformstücke, aber keine Waffen mehr. Entweder rosteten sie draußen in den Scheiden oder ihre Träger ließen sie in den Erdböhlen zurück oder unbenuzt am Sattel hängen. Von 1000 Säbeln haben sicher 999 in dem einen Jahr des Feldzugs die Scheide auch nicht einen Augenblick verlassen, es sei denn, daß man sie zu dem friedlichen Geschäft des Holzspaltens oder des Hühnerschlachtens benutzte. Wir sind heute andere Menschen geworden und kämpfen auch anders. Reiterkämpfe, bei denen einst Mann gegen Mann hoch zu Ross die Degen kreuzte, sind zu Seltenheiten geworden. Wenn heute Kavallerie gegen Kavallerie kämpft, so kämpft nicht der einzelne Reiter, sondern die ganze Masse der Kavallerie wirkt als Waffe, und der Sieg fällt jenem Gegner zu, der am schnellsten reitet, am besten zusammenhält und die größte Energie und den Willen zum Sieg hat, um den Feind durch die Wucht des Anprallens zu überrennen. Die Waffe des einzelnen hat dabei wenig zu sagen. Das mag auch der Grund sein, weshalb in Rußland bei der Armee-Kavallerie nur das erste Glied jeder Eskadron mit Lanzen bewaffnet ist. Dafür besitzen die Reiter aber zu ihrem Dreiliniendragengewehr, das etwa unserem Karabiner entspricht, ein aufplanzbares Bajonett, wodurch ihre Verwendungsfähigkeit im Fußkampf als Infanterie stark erhöht wird. Auch bei den Kosaken führt nur das erste Glied jeder Sotnie Lanzen. Auch unserer deutschen Kavallerie wird wohl nach dem Krieg die Einführung eines Bajonetts für die Karabiner bevorstehen. Bei einigen Truppenteilen ist es schon jetzt geschehen, und es mutet ganz eigenartig an, wenn man so eine Eskadron selbstgrauer Mannen sieht, die, ohne Säbel, den Karabiner auf dem Rücken, das neue kleine graue Seitengewehr am Koppel ins Feld gehen. Hat doch dieser Krieg gerade gezeigt, daß die Verwendungsmöglichkeit der Kavallerie eine bedeutend vielseitigere ist, als man sich im Frieden hat träumen lassen, und die nächsten Friedensjahre werden dem Exerzierreglement der Kavallerie wohl manches neue Deckblatt bescheren. Wir werden noch sicher dahin kommen, daß wir den Lehren des Feldzugs gemäß die Kavallerie noch mehr als früher sozusagen zur berittenen Infanterie ausbilden, die neben ihrer kavalleristischen Tätigkeit bei notwendig werdenden Frontverstärkungen ohne Rücksicht auf für Infanterie und Fahrzeuge schlecht begehbaren Wegen im schnellsten Tempo vom Schützengraben von einem Ende der Front zum Graben am anderen Ende geworfen werden kann. Schon heute freut sich jeder Kavallerist, wenn er in den Besitz eines handgerechten kleinen Spatens kommen kann, und seine Reiterehre hat sich langsam, aber gut daran gewöhnt, daß auch er sich im Notfall einbuddeln und im Innern der Erde Deckung suchen muß.

Dieser Weltkrieg hat dem ehrenwerten Säbel den Garau gemacht, er hat auch an der Lanze gerüttelt und an dem Infanterie Seitengewehr, das sich mitunter als zu lang erwiesen hat und infolgedessen leicht abbrach, was wahrscheinlich zur Folge haben wird, daß die kurzen, grauen Seitengewehre allgemein eingeführt werden. Aber wie er diesen alten, kalten Waffen den Glanz raubte, so hat er uns eine neue Waffe zur höchsten Ehre erhoben: den Spaten. Er ist der Liebling aller Kämpfer geworden, besonders der kurze Handspaten, mit dem ein Teil der Infanterie gut ausgerüstet ist. Mit ihm buddeln sie sich ein, aber mit ihm greifen sie auch an. Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß bei Sturmangriffen die Infanteristen ihren liebevoll an einem Stein zugeschliffenen Spaten an einem Lederriemen um die Hand nahmen und dann mit umgehängtem Gewehr auf den Feind losgingen. Entsetzliche Wunden sind es, die dieser kleine handliche Spaten hervorruft, wenn er mit Blitzesschnelle kreuz und quer durch die Luft läuft und den Gegner niederschlägt. Manchem braven Soldaten ist er schon zum Lebensretter geworden, und manches Grabenstück ist durch seine Hilfe in unseren Besitz gelangt. So hat der große Krieg Umwälzungen hervorgerufen, verschwunden ist der alte Revolver 83, die Waffe der Artilleristen, die, wie hässliche Zungen behaupten, nur dazu zu gebrauchen war, um sie im Nahkampf dem anstürmenden Gegner ins Gesicht zu werfen. An seiner Stelle haben die Fahrer jetzt den Karabi-

ner und die Kanoniere die neue Parabellumpistole mit dazu ansehbaren Kolben, der mit dieser Waffe sogar eine Verteidigung auf größere Entfernungen ermöglicht. Und wenn heute die Infanterie zum Sturm vorgeht, dann steht man nicht mehr wie noch 1870/71 die Reihen von gefällten Bajonetten blühend, nein, das Gewehr umgehängt, den Spaten am Handgelenk und die Hände voll Handgranaten, so stürzen unsere Soldaten in die feindlichen Gräben und siegen. Und das ist die Hauptsache. Ob Säbel, Lanze oder andere Waffen den Kampf beendigen, die Hauptsache ist, daß wir uns unseren neuen Waffen angepaßt haben und sie mit jener Vollkommenheit beherrschen, die uns unbedingt zum Sieg führen muß und wird. (Kz.)

== Bunte Welt. ==

Aus der Kriegszeit.

Gute Wünsche. Aus dem Briefe eines Bataillonskommandeurs sind uns die nachstehenden Zeilen zur Verfügung gestellt worden: „Vor einigen Tagen erhielt ich nach einem kurzen Urlaub aus Schlangenbad das folgende sinnige Gedichtchen:

Nach kurzer Zeit der Ruhe,
Nief wieder dich hinaus
Der Donner der Kanonen,
Zu neuem Kampf und Strauß.

O, könnten wir dir senden
Zum fernen Wasgenwald
Den Frieden dieses Tales!
Du fändest Ruhe bald.

Wir müssen uns bescheiden;
Noch kraucht der Rhein die Nacht,
Doch tausend treue Wünsche,
Die seien Dir gebracht.“

Der Namensvetter in Amerika. Ein an der Front stehender Wiesbadener erhielt kürzlich den folgenden Brief: S. Paulo, den 21. 8. 1915. Geehrter Namensvetter! Durch eine Zeitung, die ich dieser Tage von meinem Onkel zugesandt bekam, erfuhr ich, daß ich in der Heimat meiner Eltern einen Namensvetter habe und ist dieses der Grund, der mir die Ehre gibt, mich durch dies an Sie zu wenden. Mein erstes ist, Sie hierdurch für die Verleihung des Eisernen Kreuzes mit Achtung zu gratulieren (der Wiesbadener besitzt das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse), sonst möchte ich noch einige Witten an Sie wenden und folgende: Falls es Ihnen nicht unangenehm sein sollte, bitte ich Sie, mir nähere Informationen über Ihre wertige Familie zukommen zu lassen, denn wie es scheint, könnten Sie ein Enkel des Bruders meines Großvaters sein, dessen Herkunft Dangig aus Ostpreußen ist; eine baldige Antwort könnte mir viel Freude bereiten. Besonders wunderte mich, daß wir beide Verehrer des Fußballsportes sind, bin z. Bt. Mitglied des Fußballklubs „Germania“, der hier nur durch Deutsche und Deutschbrasilianer vertreten wird; aus der Reihe dieses Vereins sind auch manche dem Rufe des Vaterlandes gefolgt und hat auch schon ein Mitglied den Heldentod erlitten. Wir hier in der Ferne sorgen fürs Vaterland mit der Bekämpfung der Lügen, die von unseren Feinden ausgegeben werden. Jetzt, da ich diesen Brief schließen werde, gebe ich noch ein dreimaliges Hoch auf unseren Kaiser und Vaterland. Und zum letzten „Gott strafe England!“ Sonst ohne mehr für heute zeichnet Achtungsvoll W. B.

Müssen sich Soldaten operieren lassen? Die Frage, ob Soldaten sich auf Befehl der Sanitätsoffiziere einer angeordneten Operation unterziehen müssen, widrigenfalls sie wegen Ungehorsams bestraft werden, ist in der jetzigen Zeit recht aktuell geworden und hat bereits zu höchst interessanten Entscheidungen geführt, die auf allgemeines Interesse Anspruch erheben. Im Privatleben hat der Arzt keinerlei Macht, eine Operation ohne Einwilligung des Kranken vorzunehmen, widrigenfalls er sich wegen Körperverletzung strafbar und ersatzpflichtig macht. Aber schon die Friedenssanitätsordnung des Heeres verlangt nach der Auslegung des Reichsmilitärgerichts, daß jeder Unteroffizier oder Gemeiner, dessen Dienstbrauchbarkeit durch eine Erkrankung beeinträchtigt ist, verpflichtet sei, den die Heilung bezweckenden Befehlen Folge zu leisten. Voraussetzung ist dabei, daß es sich um keine erhebliche chirurgische Operation handelt, wobei allerdings kein

einseitliches Kriterium gegeben wird, was eine erhebliche und was eine unerhebliche Operation darstellt. Ungehorsam gegen Befehle, eine erhebliche Operation an sich vornehmen zu lassen, ist also, wohlgemerkt im Frieden, nicht strafbar. Anders ist die Lage während des Kriegszustandes. Hier tritt die Kriegssanitätsordnung in Kraft. In dieser fehlt aber die Unterscheidung zwischen erheblichen und unerheblichen Operationen überhaupt. Das Recht des Sanitäts-offiziers während der Geltung der Kriegssanitätsordnung zu ärztlichen Eingriffen ist unbegrenzt. Die Pflicht des Soldaten, sich einem ärztlichen Eingriff zu unterwerfen, der die Wiederherstellung seiner Dienstbrauchbarkeit bezweckt, ergibt sich aus seiner Dienstpflicht. Die Kriegssanitätsordnung ist aber beschränkt auf das Kriegsgebiet und die Etappe. Im Heimatgebiete ist, wie Sanitätsrat Dr. Heinrich Joachim in der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung“ ausführt, aber die Friedenssanitätsordnung maßgebend, die es nur gestattet, unerhebliche Operationen ohne Einwilligung vorzunehmen. Nur wenn Gefahr im Verzuge ist, dürfen Eingriffe ohne Zustimmung geschehen. Dies kann für Amputationen in Betracht kommen. Da aber die Amputation unter Umständen eine lebensrettende Operation ist, aber niemals die Wiederherstellung der Dienstbrauchbarkeit bezweckt, kann sie, ohne daß der Betreffende sich des Ungehorsams schuldig macht, abgelehnt werden.

Das römische Spionagesieber. Die Spionenfurcht hat den Italienern wieder einmal einen netten Streich gespielt. „Im Hintergrund einer der Querstraßen des Corso Umberto in Rom, auf einer Anhöhe, in der Richtung des Pincio“, so wird dem „Corriere della Sera“ erzählt, „erweckte das Erscheinen eines Nichts auf der Terrasse eines Hauses den Verdacht eines nächtlichen Signals. Schleunigst wurde die Polizei benachrichtigt, die einen Beamten mit der Nachforschung betraute. Dieser begab sich an eine Stelle, von der aus er die Terrasse übersehen konnte. Er glaubte eine ganze Bande von Verschwörern entdeckt zu haben, die an einem Tisch saßen, sich herumdrehten und geheimnisvolle Zeichen machten, bis beim Aufleuchten eines Lichtbündels auf dem Monte Mario die Lampe, die die Terrasse erhellte, erlosch, und die Verschwörer verschwanden. Nach Feststellung dieser Tatsache wollte der Beamte erfahren, wem die Terrasse gehöre und erfuhr — o welche Überraschung! — daß der Besitzer Mitglied der Regierung war. Der Beamte wollte immer noch nicht daran glauben und kehrte am nächsten Abend zurück, um von dem oberen Stockwerk aus die verdächtige Terrasse zu beobachten. Aber im Vorraum des Palastes fand er einen Unteroffizier der Carabinieri, der ihn anhalt und ihn nach Feststellung der Personalien aufforderte, wegzugehen. Doch der Beamte widersetzte sich, und um sein hartnäckiges Beharren zu rechtfertigen, trug er ihm und dem Portier den bereits fertigen Bericht seiner Beobachtungen vor. Er hatte einen großen Heiterkeitserfolg. Die „Verschwörer“ waren in Wirklichkeit nur das Mitglied der Regierung und seine Vertrauten, die in der Abendkühle auf der Terrasse ogeessen hatten; die sich bewegenden vermeintlichen Zeichengeber waren die Angestellten, die bei Tisch bedienten, und die plötzlich eingetretene verdächtige Finsternis erklärte sich daraus, daß die Diensthofen, als der Gastgeber und seine Freunde sich um Mitternacht zurückzogen, die Lampe gelöscht hatten.

Eine amerikanische Schilderung der Dardanellen. Der amerikanische Schriftsteller Granville Forbes, der den Dardanellen einen Besuch abgestattet hat, schildert seine Eindrücke in der Illustration wie folgt: „Der Halbmond leuchtete mit schmalen Schimmer über Konstantinopel. Eingelagert über die Hänge des Hügel, in durchsichtige Schleier gehüllt, schien die Stadt gleichsam auf einem silbernen See zu schwimmen. Das schwarze Gewölbe der Großen Mische stieg in den Himmel, und zu beiden Seiten der Kuppel, zwei feinen Nadeln gleich, stachen geheimnisvoll die beiden Minarette empor. Hier und da warf ein Mondstrahl helle Lichtflecke durch die Dunkelheit, während die Laternen der auf den Wässern des Goldenen Horns ankernden Schiffe bewegliche Reflexe in das Meer sandten. Ein roter Stern leuchtete aus der Nähe auf sie herab: das Nachtfeuer der „Breslau“. Plötzlich erhob sich eine Stimme in der Nacht, eine helle, scharfe Stimme in abgebrochenen Rhythmen: der Muezzin, der die Gläubigen zum Gebet ruft. Der Ruf verhallte, und wieder breitete die Stille der Nacht sich weithin aus. Im

Anblick der mächtigen Stadt verließ ich den Hafen an Bord eines kleinen Transport-Raddampfers. Wie in einem Traum von Sarems und Großwesiren fuhr wir über den Golf dahin. Doch plötzlich erlosch der Traum. Unser Schiff schwenkte vor einer ungeheuren Werkstätte vorbei, die durch ihre acht Kamine riesige, von Flammen durchglühete Rauchschwaden ausliefte. Schnell fiel ich aus der Stimmung arabischer Legenden in die Wirklichkeit des modernen Krieges zurück. Die von Feuerfahnen gekrönten Kamine brachten deutlich zum Bewußtsein, mit welchem rasenden Eifer man hier die Saat des Todes bereitet. Man erzählt in Konstantinopel, daß diese Munitionsfabrik von den Deutschen eingerichtet wurde, und daß die Produktion von Geschossen jetzt verdreifacht ist. . . . Bei Morgenanbruch befanden wir uns in dem breitesten Teil des Marmarameeres. Die grünen Landstriche der Halbinsel zogen an uns vorbei, ein blendendes Panorama: jedes kleinste Stück der Felsen ist bebaut. Wege winden sich an der Küste entlang, und auf den Hängen von Gallipoli drehen Windmühlen unablässig ihre Flügel. In jeder Bucht entdeckt man Häusergruppen, über denen ein schmales Minarett in den klaren Himmel wächst. An verschiedenen Punkten sind weiße Zeltlager zu sehen; sie gleichen fernem Anhebungen selbstamer weißer Schwämme. Eine Erscheinung fällt besonders in diesem Landschaftsbild auf, es sind die großen, weiß und schwarz gemalten Zeichen auf gewissen Gebäuden. Das sind die Häuser der Neutralen. . . Als die Nacht hereinbrach, fuhr wir in der Richtung auf Ali Wahi. Hochbeladene Kamellaramanen zogen an Land vorbei. Als die Sonne am nächsten Morgen wieder aufging, erschienen die türkischen Offiziere, die mit uns fuhrten, auf dem Deck. Sie zogen ihre Schuhe aus, wandten sich gegen Mekka und beteten leise. Eine seltsame Empfindung überkam mich, und ich sagte mir, daß diese Männer wahrhaftig gute Soldaten sein müssen. An der Stelle, wo einst die Brücke des Xerxes über den Hellespont lief, verließ ich das Schiff, um in einer Barke nach der asiatischen Küste überzusetzen. Dräuende Kanonen heulten brüllend aus den Mäulern der Batterien auf beiden Küsten. In Aschanal war alles von reger Tätigkeit belebt. In einem Wirtshaus tranken deutsche Matrosen Konstantinopler Bier, während sie patriotische Lieder sangen. Vor einem Kaffeehaus saßen drei türkische Offiziere; sie sind reizend und außerordentlich liebenswürdig. Als ich sie verlassen hatte und die Straße hinabschritt, wurde ich plötzlich durch eine Legion von Kafen aufgehalten. Kafen aller Größen und aller Farben, weiß, schwarz, getigert. Kater und Kafenmütter mit ihren Jungen. Ein Fleischer hat diese herrenlose Tiere mittelbig aufgenommen und gibt ihnen Nahrung. Im Süden von Aschanal folgt die Straße der Küste. Die terrassenförmig ansteigende Gegend wurde zu einer uneinnehmbaren Stellung gemacht. Die Türken haben alle Höhen besetzt, von denen aus sie ein entschliches, überschwebendes Feuer auf die Truppen der Alliierten richten können. . . . Von den Höhen von Zion aus erblickte ich das Schlachtfeld auf Sedd-il-Bahr. Dort, wo sich früher eine alte Festung erhob, steht man nichts als von den Türken zusammengeschossene Ruinen. Die Häuser sind nur noch Schutthaufen. Ich konnte die beiden Lager der Alliierten erkennen: das eine auf der Höhe von Sedd-il-Bahr, das andere auf halbem Wege nach der Bai von Mordo. Auf dieser Seite erblickte ich einen gestrandeten Schiffsrumpf: der „River Clyde“, der, wie man weiß, als erstes Schiff an die Küste kam. Über den Zelten der beiden Lager brannte die Sonne steil herab. Ohne Unterlaß schütteten die Türken eine tödliche Lava über dieses Panorama, dem ein schmales Khaki-Band vorgelagert ist. Rauch, Feuer, Geschosregen auf beiden Seiten. Bis zum Sonnenuntergang hält dies an. Dann, wenn der Tag sich neigt, dehnt eine ergreifende Stille sich über dieser Erde der Welt. Die Nacht beginnt. . .

(13.)

Eine englische Bibel für den Kaiser von Japan. Der Kaiser von Japan wird am Jahrestage seiner Krönung, den 10. November, ein besonderes Ehrengeschenk in Gestalt einer englischen Bibel erhalten. Nach einer Meldung der Londoner Blätter aus San Francisco soll die in englischer Sprache abgefaßte und in weißes Leder gebundene Bibel als Ehrenbezeugung von 4000 japanischen Mitgliedern der christlichen Kirchen in Amerika überreicht werden. Dies wird die erste Bibel sein, die in den Palast des Herrschers von Japan Eingang findet.